

Zeitschrift: Rote Revue : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur
Band: 73 (1995)
Heft: 3

Artikel: Ciao, bella : "Schönheit" zwischen Körpernormierung und Entdeckungslust
Autor: Wilhelm, Dorothee
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-341170>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ciao, bella

«Schönheit» zwischen Körpernormierung und Entdeckungslust

«Das Private ist politisch», hiess einer der wichtigsten Slogans der Neuen Frauenbewegung. Das bedeutet: Die Gesellschaft mit ihren Normen, Gesetzen und Bewegungen erzeugt eine Resonanz in unseren Seelen. Auch was wir schön finden, ist geprägt von den Normen für Schönheit, die uns umgeben.

Dorothee Wilhelm

Soweit stimmen Sie mir wahrscheinlich zu. Aber auch, wenn Sie persönlich nicht Claudia Schiffer für die Idealfrau halten, sind Sie gemeint, jede und jeder von uns.

Jede und jeder von uns? Es gibt einen grundlegenden geschlechtsspezifischen Unterschied im Umgang mit Schönheit. Frauen werden systematisch daraufhin sozialisiert, sich schöner zu machen, zu kleiden, zu frisieren und nicht zuletzt ihre Figur zu korrigieren. So, wie wir sind, sollen wir uns nicht in Ordnung fühlen. Frauen werden unabhängig von ihrer Funktion an ihrer Schönheit gemessen: Was in Zusammenhang ihrer gescheiterten Wahl zur Bundesrätin alles über das Aussehen von Christiane Brunner gesagt und geschrieben worden ist, hat sich wohl auch der schönste der männlichen Bundesräte nicht anhören müssen. «Schön» heisst in diesem Kontext «attraktiv für den männlichen Blick». Was Schönheit von Frauen ist, wird im herrschenden und heterosexuellen

ellen Muster durch den männlichen Blick definiert.

Dieser männliche Blick ist nicht ohne weiteres umkehrbar, weil hinter ihm Machtverhältnisse stehen, die sich nicht ohne weiteres umkehren lassen. Der männliche Blick, der über weibliche Schönheit richtet, bezieht seine Definitionsmacht aus diesen Machtverhältnissen.

Wer über männliche Schönheit entscheidet, ist nicht so leicht auszumachen. Andere Männer? Vielleicht. Jedenfalls die gleichen Machtverhältnisse, in denen nur junge, weisse, nichtbehinderte, heterosexuelle Mittelstandsmänner als «normale Menschen» gelten und alle anderen mehr oder minder als Abweichungen von dieser Norm. Es scheint, als würde der «Schönheits-Leistungsdruck» auf Männer zunehmen, wenn wir den entsprechenden Postillen glauben wollen. Wenn es zutrifft, dürfte dies kaum zu einem gesellschaftlichen Fortschritt oder einer Veränderung der Macht in den Geschlechterverhältnissen führen.

Mehr kann ich über die gesellschaftliche Bedeutung von Schönheit für Männer nicht sagen, da leider immer noch so wenig qualifizierte Männerforschung existiert, dass kaum gesicherte Erkenntnisse über die Art und Weise, wie Männer sich in die Verhältnisse einbauen, vorliegen.

**Die Bindung
tiefer Sehnsüchte
an gesellschaft-
liche Normen
von Schönheit ist
keineswegs eine
Bagatelle.**

Dank der Frauenbewegung aber gibt es eine Menge Untersuchungen darüber, wie gesellschaftlich Weiblichkeit entsteht. Jede Frau – so behaupte ich – weiss, wo laut «annabelle» oder ähnlicher Publikationen, ihre «Problemzonen» liegen, ganz gleich, wie schön und wohl sich die Frau in ihrer Haut auch fühlen mag. In unseren Köpfen gibt es eine «Normalfrau»: Das Ganze «zu klein», «zu gross», «zu dick», «zu dünn» weist auf dieses Ideal hin und bestimmt den Grad der Abweichung von ihm. Dieses Ideal gibt es nicht auf zwei Beinen; es gibt nur mehr oder weniger abweichende Frauen. Frauen gehen in ihrem Bemühen, der Norm zu entsprechen, bis zur Selbstverstümmelung: Durch Brustveränderungen, die zu versteiften Armen und Krebs führen können, durch Hungerkuren, die tausendfach im Jahr zum Tod führen, und durch viele andere Unterwerfungsformen unter das herrschende Schönheitsideal. Diäten entfalten dabei in unserer Kultur meines Erachtens eine besonders grosse Macht, weil sie am Schnittpunkt von «Schönheit» und «Leistung» stehen: Für unsere Grösse können wir nichts (leisten), aber für unser Gewicht?

Warum aber bemühen sich die Frauen so heftig, diesem Ideal nachzukommen? Kaum eine ist so dumm, die Lügen der Werbung nicht wenigstens als Übertreibungen zu identifizieren. Warum also?

«Schönheit» ist mit Verheissungen verbunden, mit Versprechen von Glück, Liebe, Gemeinschaft, Jugend, Gesundheit, Wohlstand – und so weiter. Und der Resonanzboden in uns für diese Verheissungen und Versprechungen ist unsere Sehnsucht nach Glück.

Ich denke, deshalb stehen auch wir als politisierte Menschen nicht einfach jenseits der Anfälligkeit für das gesellschaftlich vermittelte Schönheitsideal – für behinderte Frauen ist diese Situation speziell.

Ausgrenzung entlang der Norm

Die Bindung tiefer Sehnsüchte an gesellschaftliche Normen von Schönheit ist keineswegs eine Bagatelle. Sie steht in einer gesamt-kulturellen Bewegung der Ausgrenzung entlang der Norm: Wer abweicht, ist von der herrschenden Verheissung ausgeschlossen. Wer abweicht, sollte schnell die Abweichung beenden, weil sie oder er sonst bald zwangskorrigiert, ausgegrenzt oder im äussersten Fall sogar getötet wird. Das Wissen und die Angst vor diesem Mechanismus diszipliniert alle, die «drinnen» und die «draussen».

Bis vor rund 70 Jahren wurden im Basler Zoo schwarze Menschen ausgestellt. Man ging damals «Näger bschaue».¹ Die Zoo-besucherInnen konnten den Anblick der Zur-Schau-Gestellten wohl deshalb geniessen, weil sie einen grundsätzlichen Unterschied zwischen sich und den schwarzen Personen hinter Gittern selbstverständlich voraussetzten. Ohne diese selbstverständliche Voraussetzung hätten die weissen BaslerInnen nicht ganz sicher sein können, wer denn «drinnen» und wer «draussen» war – wer wen betrachtet.

Wo «drinnen» und wo «draussen» ist, ist eine Frage der Definitionsmacht, des eigenen Weltbildes also und der Macht, es durchzusetzen. In einer Welt unangefochtener weisser Herrschaft, in der auch bis Mitte des letzten Jahrhunderts SklavInnen rechtlich als Sachen galten², ist das herrschende weisse Weltbild stabil. Unter solchen Umständen ist der Blick, der die einen zu ZuschauerInnen macht, die anderen zu Zur-Schau-Gestellten, nicht umkehrbar.

Ein solcher nicht umkehrbarer Blick verdinglicht die Angeschauten und macht sie

¹ Aus: Florianne Koechlin: Schön, gesund & ewiger leben. Bilder und Geschichten zur perfekten neuen Welt der Gentechnologie. Zürich (WoZ im Rotpunktverlag), 1994. S. 106.

² ebenda.

zur Projektionsfläche von Phantasien, die sie selbst nicht korrigieren können, weil sie nicht zu Wort kommen. Definitionsmacht über eine Gruppe von Anderen gibt dem Urheber des Blicks eine machtvolle Distanz, so wie ein Ameisenforscher mit dem Gewimmel der Lebewesen vor ihm nichts gemein hat. Der verdinglichende Blick erlebte einen historischen Höhepunkt in den Schädelvermessungen und den anderen «rassischen» Katalogisierungen der Faschisten. «Slawische Untermenschen», Jüdinnen und Juden, «Neger» und andere Andere sollten durch «objektive» Unterschiede erfasst werden, um sie von den «arischen Herrenmenschen» ein für allemal zu unterscheiden.

Dass die faschistische Katalogisierung nicht zuletzt eine Sortierung der vermessenen Menschen in lebenswerte und nicht lebenswerte zum Ziel hatte, ist bekannt. Es ist leicht und kostet nichts, sich von der systematischen Ermordung der zu «lebensunwerten» Erklärten zu distanzieren. Aber es führen historische Linien hinein ins «Dritte Reich», und ebenso führen Spuren wieder heraus. Eine solche Spur ist das Katalogisieren von Menschen.

Der Gentechnologie als der praktischen Anwendung der Genetik ist diese Herkunft anzumerken. Florianne Köchlin erzählt in ihrem Buch «Schön, gesund & ewiger leben» aus einem Video-Film, der das Besamungsinstitut «Idant Sperma Bank» in New York vorstellt. Im Beratungsgespräch darf die Kundin den genetischen Cocktail auswählen, der ihrem künftigen Kind zugrundeliegen soll. Sie wählt Augenfarbe, Haarfarbe, Gewicht, Grösse, Bildungsstand und ob der Spender ein Weisser oder ein Schwarzer sein soll.³ Dank sei der Gentechnologie – die künftige Mutter kann das künftige Kind entsprechend ihren Bedürfnissen designen.

³ Koechlin: Schön, gesund... S. 17.

Eine Untersuchung des humangenetischen Instituts Münster ergab, dass 20% einer Gruppe Schwangerer den Embryo oder Fötus bei zu erwartendem genetisch bedingtem Übergewicht abtreiben würden. Bei zu erwartender körperlicher oder geistiger Behinderung ist die Bereitschaft zur Abtreibung bedeutend höher und hängt direkt mit dem zunehmenden gesellschaftlichen Druck zusammen, durch pränatale Diagnostik die Zahl der behindert zur Welt kommenden Kinder und die gesellschaftlichen Folgekosten dieser Geburten zu vermindern. Der Begriff «pränatale Diagnostik» klingt, als würde der Fötus oder Embryo im Leib seiner Mutter ärztlich betreut. In Wahrheit wird er aussortiert oder zur Geburt zugelassen.

ZweibeinerInnen-Welten und andere

Meine Behinderung wird in einer der ersten gewöhnlichen Ultraschall-Untersuchungen während der Schwangerschaft diagnostiziert. Ich bin nicht in diesem Stadium aussortiert worden. Und im grossen und ganzen bin ich gern auf der Welt.

Mein abweichender Standpunkt (oder Sitzpunkt? Stehen ist eigentlich nicht meine starke Seite) lässt mich seit vielen Jahren über Schönheit und gesellschaftliche Bilder über «Abweichende» nachdenken. Einiges in meinem Alltag ist lästig, vor allem, weil in meiner Alltagswelt fast alles so eingerichtet ist, als gäbe es keine Menschen, die sich auf Stöcken oder Rädern fortbewegen, sondern nur solche, die es auf zwei Beinen tun. Die ZweibeinerInnen haben die Definitionsmacht und gestalten die Welt nach ihren Bedürfnissen. Dass es z.B. in Zürich keine Niederflur-Trams gibt, sperrt mich vom öffentlichen Transport aus. Wer mit der Kostenfrage argumentiert, sollte sich fragen, wieso öffentliche Einrichtungen so gebaut werden, dass sie nicht für alle zugänglich sind – auch nicht für Leute, die sie mit ihren vielzitierten

**Definitionsmacht
über eine Gruppe
von Anderen gibt
dem Urheber
des Blicks eine
machtvolle
Distanz.**

**Die Furcht vor
den Grenzen ver-
hindert die Ent-
wicklung einer
Gesellschaft, in
der es unmöglich
ist, dass es für
irgend jemanden
unmöglich ist
zu leben.**

Steuern bezahlt haben. Meine Aussper-
rung und die meiner rollstuhlfahrenden
und anderweitig behinderten KollegInnen
ist nicht naturnotwendig und nicht prak-
tisch bedingt, sondern ein mangelnder
politischer Wille der ZweibeinerInnen-
Gesellschaft. Wir werden politisch nicht
wichtig genug eingeschätzt, wir sind nicht
präsent genug im öffentlichen Bewusst-
sein, nicht zuletzt deshalb, weil wir dau-
ernd daran gehindert werden, öffentlich in
Erscheinung zu treten. Haben Sie da, wo
Sie arbeiten oder abends ein Bier trinken,
schon einmal die Stufen gezählt?

Ich werde öffentlich und alltäglich prak-
tisch ausgesperrt. Aber ich werde auch in
den Phantasien ausgegrenzt: Im öffentli-
chen und alltäglichen Blick gelte ich als
Vertreterin von Traurigkeit, Abhängig-
keit, Hilflosigkeit und so weiter. Das sind
Phantasien über mich, nicht meine Wirk-
lichkeit. Eine Vermieterin in Zürich ver-
weigerte mir kürzlich eine Wohnung mit
der Begründung, sie hätte vor Sorge um
mich keine ruhige Minute mehr, wenn ich
dort einzöge. Ihre Phantasie war nicht
irritiert durch irgendwelche Kenntnisse
meiner Möglichkeiten, und sie verweigerte
auch jedes Gespräch. Als ihre Projektions-
fläche erinnere ich sie an ihre Verletzlich-
keit, ihre Grenzen und ihr Angewiesensein
auf andere. Nichts zu machen.

Schönheit und Glück sind in dieser Wirk-
lichkeit das Gegenteil von dem, was mir
zugewiesen ist. Womit erklärt wäre, wes-
halb so auffallend wenige Rollstuhlfahre-
rinnen in der Werbung auftreten. Haben
Sie sich schon einmal in eine blinde Frau
oder in einen Rollstuhlfahrer verliebt?
Nein? Und halten Sie das für Zufall?

In der Grammatik des Begehrens gibt es
keinen Satz, der so gebaut ist wie ich.
Neben der Grammatik gibt es aber noch
die Poesie, die sich nicht an gramma-
tische Regeln hält. Manchmal bin ich
schön.

Schönheiten begegnen

Denn andererseits ist unsere Wahrneh-
mung von Schönheit doch berührt von
Begegnungen. Die Schönheit liegt im Au-
ge der Betrachterin – des Betrachters,
auch das ist Erfahrung. Schönheit kann
ein kommunikativer Akt sein, ich kann
meine Schönheit vermitteln wie meine
Energie, mein Gegenüber nimmt sie auf.
Das geschieht trotz allem auch, daneben
und dagegen. Solche «dialogische Schön-
heit» erweitert das Spektrum möglicher
Schönheit, möglichen Glücks, möglicher
Lebensräume entscheidend. Wer nicht
über «die Anderen» Bescheid zu wissen
glaubt, hat die Chance, die Augen zu
öffnen und mehr Lebensmöglichkeiten
wahrzunehmen, als er oder sie je vermutet
hätte:

Ich z.B. bin schon so lange aus dem
Rahmen gefallen, dass ich – so glaube ich
sicher – weniger Angst habe vor dem Le-
ben ausserhalb der Rahmen-Bedingun-
gen, vor den Erwartungen und besonders
vor den Blicken der sogenannten «Norma-
len». Ich kann sogar zurückblicken. Weil
ein direkter Blick von einer, die doch zum
Anschauen da zu sein scheint, überrascht,
findet dort manchmal eine richtige Begeg-
nung statt. Eine Begegnung, also nicht
irgendein vorgefertigter gesellschaftlicher
Kontakt, sondern eben die Unterbrechung
des Vorgefertigten.

Auf solche Momente würde ich ungern
verzichten. Hin und wieder bin ich geneigt
zu glauben, dass ich ohnehin Momente
besser ergreifen kann als «Normale», weil
ich gelernt habe, in widrigen Situationen
Spass haben zu können. Vielleicht bilde
ich mir das aber auch nur ein; schliess-
lich sind die ZweibeinerInnen so unter-
schiedlich...

Wenn lustvolles Leben jenseits der eigenen
Grenzen möglich scheint, sind diese Gren-
zen schon nicht mehr ganz so furchterre-

gend. Die Furcht vor den Grenzen verhindert die Entwicklung einer Gesellschaft, in der es unmöglich ist, dass es für irgend jemanden unmöglich ist zu leben.⁴ Der Begriff ist missbraucht, aber dennoch: Es geht schon auch für uns alle um unsere Freiheit.

⁴ Frei nach Jean-Paul Sartre.

Nicht zuletzt deshalb: Haben Sie keine Angst. Das Leben geht – oder rollt – auch noch ganz anders.

Dorothee Wilhelm ist Mitarbeiterin der Frauenstelle für Friedensarbeit des Christlichen Friedensdienstes in Zürich.



Bilder: Iris Krebs

